

Ein marodes Anwesen mitten in den Wäldern von New Hampshire.

Das ist alles, was Mercy und ihren Geschwistern nach dem Tod ihrer Mutter bleibt. Doch auch wenn das Geld knapp ist, sie halten zusammen. Im Städtchen Titan Falls beobachtet man die Geschwister hingegen mit Argwohn. Allen voran June McAllister, denn ihre Familien sind seit Generationen verfeindet. Einzig die alte Hazel, die ein schweres Schicksal selbst zur Außenseiterin gemacht hat, gibt Mercy eine Chance. Doch dann erschüttert ein Unfall, bei dem ein junges Mädchen ums Leben kommt, die Stadt, und inmitten von Trauer und falschen Anschuldigungen kommen alte Geheimnisse wieder ans Licht.

TIFFANY BAKER hat Kreatives Schreiben studiert und in viktorianischer Literatur promoviert. Ihr Debütroman *Engelsflügel* schaffte es auf Anhieb auf die New-York-Times-Bestsellerliste. Tiffany Baker lebt mit ihrem Mann und drei Kindern bei San Francisco.

TIFFANY BAKER BEI BTB:

Engelsflügel. Roman (73909)

Das Geheimnis der Salzschwestern. Roman (74472)

TIFFANY BAKER

Die
vergessene
Tochter

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Astrid Mania

btb

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel *Mercy Snow*
bei Grand Central Publishing, Hachette Book Group Inc., New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Lux Cream liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Mai 2015

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © 2014 by Tiffany Baker

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015

bei btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Published by arrangement with Grand Central Publishing,

New York, NY, USA. All rights reserved.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: (c) mauritius images/Alamy

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

MP · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74830-3

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de!

Für Ned

PROLOG

Es war fast Winter, und auf der Devil's Slide Road, verlassen, düster und vereist im Spätnovemberfrost, brummte allein der alte gelbe Bus der Jugendgruppe St. Bartholomew, auf der Heimfahrt vom Kino in Berlin, New Hampshire. Einige Kinder schliefen schon, die anderen waren aufgedreht und trieben allerlei Unfug, ein lärmender Haufen hinten im Bus. Die Jungen rangelten und foppten sich, die Mädchen kicherten. Ganz vorn, von den übrigen abgesondert, saß die achtzehnjährige Suzie Flyte und schaute schweigend durch das verschmierte Fenster auf den Stachelwald aus Tannen, Birken und Eichen, den sie zwar nicht sehen konnte, von dem sie aber wusste, dass er da war.

Sie umklammerte einen einzelnen roten Fäustling. Den anderen hatte sie verloren – vermutlich vor dem Kino, als sie ihre Handschuhe wegen einer verbotenen Zigarette ausgezogen hatte –, aber als sie ihn nach Ende des Films gesucht hatte, war er verschwunden gewesen. Sie schloss den Griff noch fester um den ihr verbliebenen Fäustling und presste verärgert die Lippen zusammen. Sie war die Tochter eines Mühlenarbeiters, und als solche verlor man das Wenige, das einem gegeben wurde, nicht. Und man ließ es sich erst recht nicht nehmen.

Dabei hatte sie selbst an diesem Abend etwas eingefordert – oder zumindest zurückgefordert, was nicht ganz dasselbe war, zumal es nicht einmal um sie ging. Sie leckte sich die Lippen und spähte in das nächtliche Dunkel vor ihr. Im Nacken spürte

sie den verwirrten, suchenden Blick von Nate, ihrem Sandkastenfreund, doch sie wollte sich nicht zu ihm umdrehen, ihn nicht ansehen. Wenn sie erst wieder in Titan Falls wären, auf vertrautem Terrain, würde sie mit ihm sprechen, selbst wenn Suzie nach ihrer Zufallsbegegnung in Berlin nicht mehr sicher wusste, ob der Ort, aus dem sie gekommen war, noch derselbe war, zu dem sie fuhr. Diese Frage hatte sich noch nie gestellt. Doch nun beschlichen Suzie Zweifel. Denn über diese glatte Straße, mit den Bäumen auf der einen und der steilen Schlucht auf der anderen Seite, folgte ihr ein Dilemma.

Vor ihr, auf der beschlagenen Windschutzscheibe, glitten die schwächtigen Scheibenwischer hin und her. Fergus, der Fahrer, schaltete einen Gang runter und umfasste das Lenkrad entschiedener. Sie näherten sich einer abschüssigen, hinterhältigen S-Kurve. Der Bus legte sich mit seiner Stupsnase schon in die Biegung – das Zeichen für Fergus, langsam und bedächtig auf die Bremse zu treten und dann wieder zum Gaspedal zu wechseln –, Suzie drückte sich in ihren Sitz und wartete auf die Macht der Fliehkraft, doch sie sollte niemals kommen.

Zwei Fernlichter strahlten von hinten in den Bus. Sie fingen sich im Rückspiegel und blendeten. Suzie blinzelte, Fergus suchte nach dem bebenden Schaltknüppel, doch bevor er ihn ergreifen konnte, waren sie wieder in Dunkel getaucht; das andere Fahrzeug versuchte, den Bus in der Kurve zu überholen, und zwang Fergus an den Rand der Schlucht. Suzie schaute zur Seite und schnappte nach Luft, als sie – als Einzige – erkannte, wer da wohl am Steuer saß. Fergus gab empörtes Gestammel von sich, der Bus geriet ins Schleudern, taumelte und stürzte in den Abgrund.

Das menschliche Bewusstsein, heißt es oft, dehnt den Augenblick der Katastrophe, als wollte es die Betrachtung des eigenen Untergangs in die Länge ziehen – mit aller Macht. *Gott von Gott,*

Licht vom Licht, hatte Suzie pflichtschuldig jeden Sonntag mit eingezogenem Kinn in einer der kargen Bänke von St. Bartholomew rezitiert, doch erst in diesem Augenblick, in der Wirrnis des freien Falls, verstand sie, was die Worte eigentlich besagten. Erst jetzt, in dieser schrecklichen Hast, begriff sie ihren Inhalt: Ob Gott oder Mensch, ein jeder war nur das, was er auf Erden zeugte.

Auf der Straße, ihnen weit voraus, war das gleichgültige Stottern eines Trucks zu hören, der langsam hinter den Kurven verschwand. Suzie registrierte kaum, wie der Bus auf den Grund der Schlucht zustürzte. Ihr Fokus war ganz bei dem Jungen in ihrem Rücken. *Du bist nicht dein Vater*, schob sie ihrem Freund die stummen Worte zu. *Du bist so viel mehr*.

Gott von Gott. Licht vom Licht. Letztlich war es ein und dasselbe. Doch die Erkenntnis währte kurz – ein Aufblitzen nur, wie jede Offenbarung. Noch bevor sie verlosch, schlug der Bus auf dem Grund der Schlucht auf. Die Welt vor Suzies Augen explodierte zu einem Kaleidoskop aus tanzendem Glas. Dann glitt Suzie in das Dunkel und nahm alles mit, was sie eben erst erfahren hatte.

KAPITEL 1

Zum Zeitpunkt des Unfalls Mitte der 1990er Jahre, als in der Region das Welken und Sterben einer ganzen Reihe von Papierstädten begann, galt Titan Falls zwar noch nicht als seelenloses Kaff am Ende der Welt, doch es war nicht gerade weit davon entfernt. Obwohl die schwefelhaltigen, stinkenden Wasser des Androscoggin seit Jahrzehnten nicht so klar geflossen waren, hielt sich das Städtchen dank Zellstoff, Kreissägen und guter, ehrlicher Muskelkraft gerade so auf der Habenseite. Mitunter dachte June McAllister – die Ehefrau des Mühlenbesitzers –, dass Titan Falls kaum mehr als eine alkoholgeschwängerte Mischung aus Rohstoff und Beharrlichkeit war, ein Zufallsprodukt von Maschine und Natur, doch sie hütete sich, derlei laut zu äußern, gewiss nicht vor ihrem Ehemann und erst recht nicht vor den anderen Mühlenfrauen. In deren Gegenwart vertrat sie mit derselben blinden Gewissheit den Glauben an das besondere Geschick dieses Städtchens, mit der sich ihre Finger im Takt des Handarbeitszirkels bewegten, der unter ihrem Dach und ihrer Ägide abgehalten wurde. Anfangs hatte June diese Runde als archaische Sitte, als Rückfall in die Zeiten ihrer Schwiegermutter abgetan, doch sie hatte schnell lernen müssen, dass – und dies galt für alles in ihrem Leben –, soweit es die Frauen von Titan Falls betraf, der persönliche Wille gegen die Macht der Gewohnheit keine Chance hatte.

Und so kam es, dass sie Woche um Woche Hof hielt und ihre

Weisungen mit einem »Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen« garnierte. In ihrer Jugend hatte sie den Spruch häufig aus dem Mund der alten Frauen hören müssen und gehofft, ihm endlich zu entkommen. Die Frauen aus ihrem Zirkel aber hielten inne, zuckten mit den Schultern und nickten bedächtig. Eine riss womöglich einen Faden mit den Zähnen durch. Eine andere schob ihre Maschen über den kalten Stahl der Stricknadel. June McAllister hatte in ihrem eigenen Haus natürlich gut reden. Der Herr gab und nahm ja *selbstverständlich*. Das Problem – die Tatsache, die niemand aus ihrer Mitte je zu äußern wagte – war, dass man in einem Ort wie Titan Falls, der bündig am Rand des Flusses klebte und in aller Regelmäßigkeit von ihm zerrieben wurde, das eine vom anderen oft nicht unterscheiden konnte.

Die Kluft entstand nicht etwa, weil die anderen Frauen June nicht mochten (obwohl das durchaus der Wahrheit entsprach), sondern dadurch, dass sie ihr nicht wirklich trauten. Sie war schließlich keine Tochter dieser Stadt und damit auch keine von ihnen. Sie hatte sich im Laufe ihrer nunmehr gut zwanzigjährigen Ehe mit Cal, dem Besitzer der Titan Paper Mill in vierter Generation – das Lebenselixier von Titan Falls –, nur sehr bemüht, eine von ihnen zu werden. Als sie frisch vom College gekommen war, das sie sich nur dank eines Stipendiums hatte leisten können, war sie mit dem Handel und Wandel in den North Woods nicht im Mindesten vertraut gewesen, und die Topografie von Titan Falls hatte sie mit ihrer steinernen Größe schier eingeschüchtert. June stammte aus einem windschiefen, eher ärmlichen Ort an Floridas Golfküste. Die Architektur ihrer Kindertage war sandfarben und brüchig, ganz Wellblechdach und Porenbeton, blätternde Läden und niedrig wirbelnde Ventilatoren. Unter dem allgegenwärtigen Belag von Meersalz korrodierte jeder Gegenstand; in der stickigen Luft rasselten und

vibrierten die Insekten, und das Kolorit war entweder leuchtend und dringlich – wenn sich Bougainvilleen und Strelitzien öffneten –, oder aber es fiel Wind und Zeit zum Opfer.

Vor dem College hatte June keinen Begriff davon gehabt, wie kühl es werden konnte, die Luft so frisch wie der erste Kuss, dass ein Baum in Feuerfarben lichterloh entflammen, sich in ein Skelett seiner selbst verwandeln und dann, im Frühling, von Neuem in einen Schleier von Knospen hüllen konnte. Auf dem College lernte sie, den Tee heiß und aus einer Silberkanne anstatt süß und geist zu trinken, sparte auf und kaufte sich einen Kamelhaarmantel und träumte von einem Leben als Dozentin für englische Literatur, damit sie diese schöne neue Welt aus Bleifenster, Mahagoni-Regalen, bestickten Kissen und kathedrahlartigen Türmen nie wieder würde verlassen müssen.

Und dann, während eines Wochenendes in Boston, lernte sie Cal kennen. Es geschah auf der Party ihrer Zimmergenossin Janey, die Cals besten Freund von Sommerurlauben auf Nantucket kannte.

»Er ist im letzten Jahr in Dartmouth und kommt, wie es heißt, aus einer Mühlenfamilie«, hatte Janey im eleganten Wohnzimmer ihrer Eltern geflüstert, June ein warmes Bier gereicht und anerkennend Cals markantes Kinn und breite Schultern gemustert. June hatte ihre Freundin missverstanden. Ihr Herz war gehüpft bei dem Gedanken, dass sie endlich, nach beinahe zweieinhalb Jahren im Norden, auf eine verwandte Seele treffen sollte, einen armen Tropf aus der Arbeiterklasse, der wie sie in diese exklusive Welt der Colleges und Sommerhäuser zwar aufgenommen worden war, doch nicht wirklich dazugehörte.

»Nicht doch, Dummerchen«, hatte Janey sie mit einem Lachen korrigiert. »Seiner Familie gehört die Mühle.« Und zwar eine der ältesten im Osten überhaupt, wie sich herausstellen sollte. Junes Wangen hatten so rot wie die herbstlichen Bäume

rings um das Haus gebrannt, und sie hatte auch ein wenig Bier über ihren Rock verschüttet, aber entweder hatte Cal das nicht bemerkt, oder ihm hatte gefallen, was er sah.

Mit einem »Hallo« war er auf sie zugetreten und hatte ihre zarte Hand in seine gewaltige Pranke genommen. »Du teilst dir mit Janey im College das Zimmer, richtig? Was studierst du?«

»Literatur«, hatte June ohne Zögern geantwortet, und Cal hatte bedächtig genickt. Atemlos hatte sie auf seine nächsten Worte gewartet.

»Walt Whitman hat *Grashalme* auf Papier geschrieben, das aus unserer Mühle stammt.«

June hatte ihn nur angeschaut. Ihr war noch nie in den Sinn gekommen, den stofflichen Ursprung all der Werke, über denen sie Tag für Tag brütete, zu hinterfragen. Dass dieser breitnackige blauäugige Kerl etwas, das in ihren Augen einer anderen Welt entstammte, so beiläufig für sich beanspruchen konnte, hatte sie schier fassungslos gemacht. Als er angeboten hatte, noch ein Getränk zu holen, hatte sie ihn gewähren lassen, und als er ein Jahr später um ihre Hand angehalten hatte, war ihre Antwort an Ort und Stelle ein Ja gewesen, angestachelt vom Ehrgeiz ihrer Freundinnen, die ihr versicherten, dass dies ein sehr guter Tausch sei – staubige Bücher gegen das wahre Leben, ein abgebrochenes Studium gegen einen berausenden sozialen Aufstieg.

Jedoch erwies sich Titan Falls nicht als das Neuengland aus dem College oder, vielmehr, der Literatur, die sie so eifrig studiert und analysiert hatte: mit dem blühenden Flieder eines Walt Whitman und den aufrechten Nadelwäldern eines Henry David Thoreau. Tatsächlich hatte die Welt von Titan Falls Ähnlichkeit mit dem Florida, wie June es kannte, nur in einer anderen Größenordnung. Sie musste sich nur fünf Minuten lang aus Titan Falls herausbewegen – in einer der drei Himmelsrichtungen, die

blieben, wenn man von der des Flusses absah, der den Ort an der einen Seite mit seiner unruhigen Bahn aus Treibholz und schlammigem Abwasser beschnitt –, und schon war sie von derart gewaltigen Wäldern umfangen, als wäre sie aus der Zeit getreten. June verstand rasch, dass die Natur an einem solchen Ort ein großer Segen war, das ja, dass sie den Menschen aber auch in einem Atemzug vertilgen konnte.

Der Androscoggin, das sollte June ebenfalls mit der Zeit entdecken, hatte seine eigene Geschichte, und die war heikel. Die Gewässer waren mit Schadstoffen belastet, und so schön sie an der Oberfläche wirkten, so vergiftet waren sie in der Tiefe, wie eine verlebte Frau, die ihr Gesicht bewahrt, alles andere jedoch hatte verlottern lassen. Noch immer trat aus den Mühlen Schwefeldioxid aus, und die Stadt musste den Fluss im Sommer manches Mal mit Sauerstoff anreichern, damit die Fische am Leben blieben. Dessen ungeachtet erblühten stets im August Heerscharen von Algen und legten June ihren salzigen Phosphatgeschmack auf die Zunge. In ihrem ersten Jahr in Titan Falls hatte sie den Gestank noch kaum ertragen, doch ihre Schwiegermutter Hetty hatte ihr versichert, dass sie sich daran gewöhnen würde.

»Das ist noch gar nichts. Als *ich* geheiratet habe«, hatte sie gesagt und zur Bekräftigung ihren Ehering gedreht, der schon so stumpf war, dass June ihre Schwiegermutter bedauert hatte, selbst noch nicht ahnend, dass die Jahre auch ihrem Ring den Glanz nehmen würden, »hieß es immer, der Fluss sei zu zäh zum Paddeln und zu dünn zum Pflügen. Der Schlamm wurde ganz gelb, und von den Häusern blätterte die Farbe ab. Auf der pappigen Brühe, die hier vorbeigeflossen ist, konnten die Kinder Bälle hüpfen lassen.« Ihre Miene hatte sich verdüstert. »Jetzt haben wir so viele Vorschriften, dass nicht mal mehr die Fische in den Fluss pinkeln dürfen. Nicht, dass das etwas ändern würde.

Diese verdammte Stadt schiebt immer noch der Mühle für alles und jedes die Verantwortung zu. Aber das wirst du selbst erleben.«

Hetty war kaum ein Jahr nach Junes Hochzeit an Leberkrebs gestorben, und bald darauf hatte ein Herzinfarkt Cals Vater Henry hinweggerafft; und obwohl June den Gedanken niemals äußerte, fragte sie sich doch des Öfteren, welchen Anteil die Verschmutzung des Flusses daran hatte und ob sie auch der Grund für die Schwärme toter Forellen war, die gelegentlich an der Oberfläche auftauchten, oder gar für die Babys, die mit verkrüppelten Fingern, Gaumenspalte oder derart verkümmertes Zunge auf die Welt kamen, dass sie nicht die Milch ihrer Mütter trinken konnten. Als June dann eines Tages gesagt wurde, dass sie nach ihrem Sohn Nate kein weiteres Kind mehr haben könnte, war sie stundenlang am Ufer entlanggelaufen und hatte in die strudelnde Jauche geblickt. In ihr war eine böse Ahnung aufgestiegen, die sie niemals würde äußern können.

Denn das war Teil des Paktes, den sie bei ihrer Ankunft in Titan Falls geschlossen hatte – ein geheimer Pakt, der tief in ihrem Herzen ruhte. Solange der Ort sie mit seinem ewigen Misstrauen verschonte und als Teil der Gemeinschaft behandelte, würde sie die Augen vor all dem Dreck verschließen, in dem das Städtchen wurzelte. Dann würde sie sich so verhalten, wie ihre Schwiegermutter es ihr geraten hatte, die kleinen Momente der Fäulnis ignorieren, an denen ihr Blick bisweilen hängen blieb, und die dunklen Wasser des Flusses ungestört sich kräuseln lassen, so wie Generationen vor ihr.

June sollte sich über die Jahre als gelehrige Schülerin der Stadt erweisen. Das konnten ihr selbst die anderen Frauen nicht absprechen. Wenn ein Blizzard kam, war ihre Vorratskammer stets die vollste, und selbstverständlich teilte sie mit den anderen. Sie hatte einen ganzen Schrank voll unterschiedlicher Backbleche

für sämtliche Feiertage: Häschenformen für Ostern, Bäume und Sterne für Weihnachten, Kürbisse für Halloween. Auch war June in Hettys engagierte Fußspuren getreten und hatte sich um die Renovierung der Bücherei gekümmert, für die sie Lederstühle und kugelförmige Leselampen ausgewählt hatte, als gelte es einen eleganten Herrenclub auszustatten. Und am 4. Juli half sie stets, die winzige Main Street mit patriotischem Gepränge zu versehen, um dann mit den anderen Damen Eis auszuteilen.

Sofern sie vor etwas nicht die Augen verschließen konnte, mied sie es, so wie die verfallenen Mühlenhäuschen unten am Fluss, in denen ihr Sohn im Sommer gern gespielt hatte, wenn nicht gerade Teenager ihre Partys darin feierten. Oder auch die Mühle selbst, denn die war vorwiegend männliches Terrain, mit Ausnahme von Gracie, Cals phlegmatischer Sekretärin, und der schweigsamen Frau, die freitags die Büros putzte. Vor allem aber mied sie das alte Gehöft draußen an der Devil's Slide Road, wo sich der Fluss in eine Schlinge wand und derart faulig siedete, dass es niemanden überrascht hatte, als dort in den frühen 1950er Jahren eine Frau namens Gert Snow einfach spurlos verschwunden war.

Gert, so das Gerede, sei ein bissiges und garstiges Kind gewesen, dann aber sei sie zu einer wahren Schönheit erblüht – so bezaubernd, dass gerüchteweise sogar Henry McAllister sein besitzergreifendes Auge auf sie geworfen habe. Während der großen Dürre des Jahres 1942, als der Fluss so sehr gestunken hatte, dass über Nacht sämtliches Silber angelaufen war und sogar die Fliegen kreperten, war auf dem Gehöft ein Feuer ausgebrochen. Gerts Eltern waren dabei umgekommen. Sie selbst, so hieß es, habe das Unglück aus reiner Bosheit überlebt. Hier und da wurde gar der Verdacht geäußert, sie habe das Feuer gelegt, doch ausnahmslos alle waren sich darin einig, dass ihr Verhalten im Anschluss an die Tragödie absolut falsch war. Nicht

nur, dass sie die Körbe mit Essen und Vorräten, die ihr die Einwohner mitfühlend an den Rand der Devil's Slide Road stellten, nicht annahm, sie schleuderte sie sogar unter Flüchen in die Schlucht. Dann baute sie sich eine Hütte, die für Vieh gerade noch genügt hätte. Fortan durchstreifte Gert die Wälder mit Gewehr und Killerblick, schoss und häutete Rehe und Hasen und hängte die Überreste dem Eindringling zur Warnung in die Bäume. Der Kamin der kleinen Räucherammer, die das Feuer verschont hatte, qualmte Tag und Nacht, und es wurde vermutet, dass sich Gert auf die denkbar härteste Weise ernährte: von geräuchertem Dörrfleisch, Wurzeln und den bitteren Beeren der North Woods.

Als sie ein Jahrzehnt später dann verschwand, marschierte ein halbherziger Suchtrupp die Devil's Slide Road auf und ab, große Anstrengungen aber wurden nicht unternommen, und Gert blieb verschollen. Tatsächlich hätte niemand die Frage beantworten können, wie Gert zu beerdigen wäre. Da sie gottlos bis ins Mark gewesen war, hätte es nicht zur Debatte gestanden, ihre Gebeine mit denen der guten Protestanten von Titan Falls zu mischen. Alle bisherigen Snows waren andernorts bei Verwandten zur Ruhe gebettet worden – wo genau wusste keiner –, doch nun war niemand aus dem engeren Familienkreis mehr übrig. Da die Notwendigkeit einer Beisetzung jedoch nicht bestand, beugten die Einwohner von Titan Falls in jener Woche schlicht in der Messe die Köpfe und überließen es zwanzig Jahre lang einer trägen Woge aus Moos und Fäulnis, Gerts Hütte dem Erdboden wieder anzugleichen, bis ein entfernter Verwandter erschien, ein Mann namens Pruitt, und das Gelände für sich beanspruchte. Alle fuhren an seinem Grundstück vorsichtig vorbei, bei jedem Wetter, und das war weise. Der Fluss hatte seine Kerbe dort tief in den Grund der Schlucht geschnitten, und der Schlamm schwitzte eine seltsam gelbe Farbe. »Schwefeltal«,

nannten es die Einheimischen, und sie waren gut beraten, sich an dieser Stelle mit Vorsicht zu bewegen.

»Lass dem Fluss seinen Willen«, war Hettys Rat gewesen, als June, kurz nach ihrer Hochzeit, zum ersten Mal auf Gert zu sprechen gekommen war. Als June ihre Schwiegermutter darauf aufmerksam gemacht hatte, dass sie nicht nach dem Androscoggin gefragt hatte, sondern nach der Verschwundenen, hatte Hetty nur gelächelt. »In Titan Falls«, so ihre Worte, »ist dieser verdammte Fluss Ursprung und Ende von allem. Das wirst du schon noch sehen. Und wenn du klug bist, meine Liebe, hältst du dich aus alledem fein heraus.«

Cal hatte es etwas anders formuliert. »Je weniger man weiß, desto besser schläft man«, hatte er gesagt, und June hatte ihm das viele Jahre lang – bis zu dem Unfall, der alles verändern sollte – auch geglaubt.

Als es geschah, rührte June den Teig für einen Preiselbeerku-chen an. Es war der Abend vor Thanksgiving, und das Rezept stammte noch aus Hettys Repertoire, eine Kombination aus süß und sauer, die ganz ihrer Veranlagung entsprochen hatte. Hinterher sollte June erwägen, ob ihr nicht womöglich dieses bei-läufige Rühren und Mischen die Zukunft vermässelt hatte, doch am Ende sollte sie befinden, dass das schlicht unmöglich war. Man konnte wohl kaum einen Löffel in die Vorsehung stecken und sie sich nach eigenem Gutdünken zusammenmixen. Wenn das möglich gewesen wäre, June hätte es längst getan. So wie jede Frau in Titan Falls.

Sie war allein. Cal wollte sich direkt von der Mühle aus auf den Weg zur Hütte machen, in der sie stets den Feiertag ver-brachten, vorausgesetzt, die Straße war noch nicht zugeschnit. June sollte auf Nate, ihren siebzehnjährigen Sohn, warten, der mit der Jugendgruppe der Kirche im Kino von Berlin war, und

dann mit ihm zur Hütte fahren, wo sie ihren Kuchenteig in den Ofen schieben und sich ein bittersüßer Dampf verbreiten würde, bevor sie schließlich schlafen ging. Auf der Anrichte ringsumher standen, ordentlich verpackt, die Zutaten für das Festmenü – ein dicker Truthahn, die Beine gekreuzt wie ein stattlicher Herr, der es sich behaglich machte, ein Beutel mit erdigen Süßkartoffeln, eine Tüte Marshmallows, ein Netz Rosenkohl. Dazu zwei Konserven mit Kürbispüree, eine Büchse Speck, Sahne, Perlzwiebeln und Weißbrot, bereits gewürfelt und mit Salbei gewürzt, für die Füllung. June hätte mit geschlossenen Augen sagen können, was in welcher Dose war. Es war zu viel für drei Personen und erst recht zu viel für eine Person, die all das ohne Hilfe in den Wagen laden sollte, doch die Tradition verlangte es so.

June fuhr sich mit den Händen über die Hüften und fluchte leise, weil sie wieder runder geworden waren. Nichts half. Mit jedem Jahr wurde sie etwas mehr. Ihre Mutter war ebenfalls in die Breite gegangen, und auch in dem Punkt, so hatte June sich geschworen, würde sie ihr nicht folgen, selbst wenn dieser Vorsatz immer strengere Maßnahmen erforderte. Sie backte Kuchen und Kekse, grillte Steaks, gratinierte Kartoffeln und butterte schüsselweise Erbsen, doch sie selbst aß kaum davon. Vielleicht war das der Grund, warum sie sich zunehmend wie eine Beobachterin ihres eigenen Lebens fühlte.

In den ersten Jahren ihrer Ehe war Cal immer früh aus der Mühle gekommen und hatte ihr geholfen, die Thanksgiving-Zutaten zum Wagen zu tragen. Er hatte die Dosen und Schachteln so kunstvoll in den Kofferraum eingepasst, als würde er ein Puzzle lösen, viel gelacht und June an die Hüften gegriffen, wenn sie mit der nächsten Ladung herbeigerauscht war. Aber das war früher gewesen – als Nate noch in der Grundschule, die Mühle mit den Aufträgen kaum nachgekommen und vor allem, bevor Cal von dieser Geschäftsreise nach Boston heimgekom-

men war und zwischen seiner Schmutzwäsche ein fremder BH gelegen hatte.

Das war nun fünf Jahre her, doch wenn June die Augen schloss, hatte sie den schwarzen Fetzen immer noch so deutlich vor sich, als würde sie durch eine frisch geputzte Fensterscheibe blicken. Dieses Ding war aus so billiger Spitze gewesen, dass sie nicht fragen musste, ob es etwas Ernstes war. Cal hatte alles zugegeben, kaum dass sie ihn zur Rede gestellt hatte, und ihr hoch und heilig versprochen, so etwas würde niemals wieder vorkommen. Soweit June das beurteilen konnte, hatte er sich daran gehalten. Dennoch schien es ihr, als wäre er zwar körperlich, nicht aber mit dem Herzen zu ihr zurückgekehrt. Eigentlich störte sie das nicht ... sehr. Ehen kühlten sich ab. Ihre Bande lockerten und dehnten sich wie die Federn alter Gartenmöbel. Das bedeutete ja nicht, dass man gleich neue kaufte. Und bis zu jenem Abend hatte June nicht einmal an diese Frau gedacht.

Das Telefon klingelte. June zuckte zusammen, wischte sich einen Streifen Mehl vom Unterarm und legte dann sehr langsam den Pfannenheber beiseite. Ihr Nacken wurde starr, die kleinen Härchen an ihren Armen richteten sich auf. Sie blickte aus dem Fenster. Draußen war es wirklich hässlich. Wenn es derart nass und frostig war, wenn die Tage kürzer wurden und die Dunkelheit so früh hereinbrach, war ein abendlicher Anruf nie willkommen.

»Hallo?« Es war, wie sie befürchtet hatte. Die schroffe Stimme von Abel Goode, dem Sheriff, drang durch das unangenehme Geknister in der Leitung. »Abel«, sagte June, löste die Schürze und bemühte sich um Ruhe. »Was kann ich für dich tun?«

Abel rief ständig bei ihnen an – manche Anrufe waren ernster Natur, andere weniger. In Titan Falls hatte es noch nie einen Bürgermeister gegeben. Das Städtchen verließ sich auf Generationen von McAllister-Männern und deren Ehefrauen, die bei

allen Katastrophen, Glücksfällen und Streitigkeiten als Mittler fungierten. Es kam – und das nicht selten – vor, dass das Telefon um Mitternacht klingelte und Cal gerufen wurde, um eine Kneipenstreitigkeit oder eine Zockerei zu schlichten, die sich hochgeschaukelt hatte, oder dabei zu helfen, einen Betrunkenen aus dem Fluss zu fischen: Immer waren es Männergeschichten, immer ging es um Blut, Whiskey, Geld und Fäuste. Den Frauen überließen sie die misslicheren Angelegenheiten – die Schmerzen einer Geburt, die Frage, wie man mit dem Einkommen eines Mühlenarbeiters fünf Kinder ernähren sollte, die Folgen früher Witwenschaft und zahlreicher Schwangerschaften –, auf dass sie mit vielen Worten und wenig Geld eine Lösung dafür fänden.

Die Leitung knisterte. June hatte Mühe, sich zu konzentrieren. Wie sich herausstellte, hatte Abel an diesem Abend nichts Gutes zu vermelden. »June, ich weiß nicht, wie ich es dir sagen soll, aber es hat einen Unfall mit der Jugendgruppe gegeben. Der Bus ist von der Devil's Slide Road abgestürzt. Du kommst am besten sofort her.«

June entwich ein stimmloses Zischen, ein vergeblicher Laut. Sie schloss die Augen. Niemand näherte sich freiwillig dem Rand der Devil's Slide Road, es sei denn, er wollte sich in den Abgrund stürzen, doch das traf sicher nicht auf Fergus Bell zu, der den Bus seit dreißig Jahren fuhr und die glatten Kurven selbst dann noch gemeistert hätte, wenn ihm eine Hand auf die Brust gebunden worden wäre.

Junnes spürte, wie ihre Knie langsam nachgaben, doch Abel bellte schon die nächsten Order. »Hör zu, June. Ich kümmer mich um Nate. Ruf du Cal an.«

Sein Befehl stärkte ihre Entschlossenheit. Sie nahm einen kräftigen Atemzug. Das war wirklich nicht der Augenblick, um in Panik zu verfallen. »Ja, natürlich. Das mache ich sofort.« Sie

legte auf und wählte die Nummer der Mühle, ihre Finger bewegten sich mit routinierter Automatik, doch das Telefon läutete und läutete, als würde ein einziger, nervender Ton pausenlos auf einem Instrument angeschlagen. Nicht einmal der Anrufbeantworter schaltete sich ein. June legte frustriert den Hörer auf.

Sie griff nach Mantel und Mütze und überließ die klebrige Masse Teig in der Schüssel sich selbst. Kurz erwog sie, Cal noch einmal anzurufen, doch sie wusste, dass es sinnlos wäre. Er war sicher schon auf dem Weg zur Hütte. Dabei wurde er doch an der Unfallstelle erwartet – mit geschwellter Brust und der Durchsetzungskraft eines Bullen, die Hemdsärmel hochgerollt und bereit zuzupacken, Befehle in die Nacht dröhnend – doch nun musste sie einspringen. Vielleicht war das besser. Denn das Kummervolle oblag in Titan Falls ohnehin den Frauen.

Draußen an der Straße war es kalt – so kalt, dass der heimtückische Schlamm von Gelb zu Braun gefror, so kalt, dass die Rufe der Eulen verstummten. June parkte mit respektvollem Abstand zur Unfallstelle, stieg aus dem Auto und schaute hinab in die Schlucht, wo der Fluss rauschte und der alte Bus auf seiner Seite lag, die Fenster zerborsten, das Dach teilweise eingedrückt, der vordere Teil in das eisige Wasser gesunken. Vor June huschten und hetzten die Sanitäter zwischen panisch flackernden Taschenlampen und den grellen Blinkleuchten der Rettungswagen umher. Ächzend und mit unsicheren Schritten schoben sie Erste-Hilfe-Koffer, Tragen und Strahler über den Rand der Schlucht, holten dann tief Luft und stiegen so widerwillig in die Tiefe wie Taucher in ein vergiftetes Gewässer.

»Nate!«, rief June in das Pandämonium hinein und betete, dass er nicht eines der Kinder war, die auf einer Trage heraufgebracht, oder, schlimmer noch, in dem halb versunkenen Bus zurückgelassen wurden. »Nate!« Wo *war* er?

»Mom«, erklang es plötzlich aus dem Dunkel. Nate erschien mit einer karierten Decke um die Schultern und einem blutigen Verband über dem linken Auge. Er konnte gehen – langsam, aber aus eigener Kraft – und wirkte vollkommen durchgefroren. Erste Anzeichen eines blauen Auges machten sich bemerkbar, aber davon abgesehen war er wundersamerweise – dankenswerterweise – unversehrt.

»In ihm steckt das Beste von uns beiden«, hatte Cal gern gesagt, als Nate gerade auf der Welt war und das Elternsein für Cal und June noch eine frische Prellung, die sie an neuen Stellen empfindlich und berührbar machte. Sie hatten sich, während er einschlummerte, gern über seine Wiege gebeugt und verfolgt, wie seine winzige Brust sich hob und senkte.

»In ihm steckt das Beste *überhaupt*«, hatte June immer erwidert, und so empfand sie noch heute. Eigentlich hätte Nate längst auf eine private Highschool wechseln sollen, so wie sein Vater und dessen Vater vor ihm, aber June hatte seiner Kindheit kein derart frühes Ende setzen wollen, und Cal, der nicht unglücklich war, dass er die horrenden Schulgebühren sparen konnte, hatte diesem Traditionsbruch widerstrebend zugestimmt und Nate weiter auf die örtliche Schule gehen lassen. »Solange er gute Noten heimbringt«, hatte er mit düsterem Blick gemahnt. »Denn das muss er. Die McAllister-Männer gehen aufs Dartmouth College. Punkt.«

Andere Siebzehnjährige verbreiteten miese Laune und klawnten ihren Eltern das Bier aus dem Kühlschrank, hörten laute Rockmusik und hingen beim Frühstück über ihren Cornflakes-Schüsseln, trugen verdreckte Jeans und stinkende Hemden, schwängerten Mädchen und fuhren geliehene Autos zu Schrott. Nicht so Nate. Körperhygiene war für ihn kein Fremdwort, er war fleißig, aber kein Streber, höflich und besonnen.

June war sich wohl bewusst, dass ein anderer derart guter

Junge schnell als Weichei gegolten hätte, doch dafür war Nate zu sehr Sohn von Cal. Ohne jede Mühe – und selbstverständlich ohne Hilfe von June oder seinem Vater, der zu jeder Zeit in der Mühle war und sich mühte, Holz zu Papierbrei zu zermahlen – hatte Nate die ungeschriebenen Regeln der Männlichkeit bis zur Perfektion verinnerlicht. Auf dem Fußballfeld klopfte er seinen Mannschaftskameraden kumpelhaft auf den Rücken und erzählte anzügliche Witze, bei seinen Lehrern tat er sich positiv hervor und galt dennoch nicht als Schleimer, und was die Frauenwelt anging, so hatte er immer ein Date, wenn er eines brauchte, obwohl June vermutete, dass sein Herz insgeheim nur Suzie Flyte gehörte, die zwei Wochen älter und seine Sandkastenfreundin war.

Nate und Suzie waren fast wie Geschwister aufgewachsen. Sie hatten gemeinsam die Windpocken gehabt, zur gleichen Zeit Schwimmen gelernt und waren zusammen in ihr Versteck ausgerissen, das sie sich aus einer der alten Arbeiterhütten hinter der Mühle gebaut hatten. Bislang gab es keine Anzeichen dafür, dass Suzie diese Gefühle erwiderte, doch bei der Vorstellung, dass sie Nate eines Tages ihre Liebe gestehen könnte, durchfuhr June ein bittersüßer Schmerz. Sie hatte nichts dagegen, ihren Sohn zu teilen, aber sie war noch nicht bereit, ihn endgültig gehen zu lassen.

Nun zog sie Nate, so fest es ging, in ihre Arme, um ihn ganz und gar bei sich zu wissen. *Es ist alles okay*, versicherte sie sich. *Mit ihm ist alles okay*. Der Pakt, den sie vor so langer Zeit mit dem Fluss geschlossen hatte, hielt offenbar noch immer. June hatte ihn kein einziges Mal gebrochen, und für den Fluss galt dasselbe. Sie schob Nate auf Armesslänge von sich. »Was ist eigentlich passiert?«

Nate wirkte benommen. »Keine Ahnung. Da war wohl ein Auto hinter uns, der Bus ist ins Schleudern geraten, und was

danach geschah, weiß ich nicht mehr richtig. Nur, dass wir uns überschlagen haben, den Abhang runtergerutscht und im Wasser gelandet sind.«

June strich über die Wunde an seiner Stirn. »Und du bist sicher, dass es dir gut geht?«

»Alles bestens. Die Sanitäter haben mich schon untersucht.«

»Was ist mit Suzie?« June versuchte, das Mädchen in dem Chaos um sie herum ausfindig zu machen.

Nate runzelte die Stirn und wich dem Blick seiner Mutter aus. »Ich weiß nicht. Wir haben nicht nebeneinandergesessen.«

June legte die Stirn in Falten. Das war seltsam. Sie öffnete schon den Mund, um Nate weitere Informationen abzurufen, als ihr Blick auf etwas fiel, was ihr die Sprache verschlug. Zwei der Sanitäter mühten sich den Abhang hinauf, zwischen ihnen der schlanke Körper eines jungen Mädchens, aus dessen einer Manteltasche ein einzelner roter Fäustling hing; ihr langes silbriges Haar war vom Fluss durchnässt.

»O mein Gott«, würgte June und drückte ihr Gesicht in die Brust von Abel Goode, der lautlos neben ihr erschienen war. Das leuchtende Scharlachrot der feuchten Wolle pochte hinter ihren Lidern. June kannte die Farbe nur zu gut.

»Gleich haben wir alle«, schnaufte der kräftigere Sanitäter Abel vom Rand der Schlucht entgegen. »Bis auf den Fahrer. Er hat Puls, mehr aber nicht.«

Nate erstarrte neben June. »Ist Suzie...?« Er brach ab. June verstand, dass er diesen Satz nicht beenden wollte.

Sie tat es an seiner Stelle. »Wie ist der Zustand des Mädchens?«

Der andere Sanitäter senkte den Kopf. Im grellen Licht des Rettungswagens wirkte er so schmal, als würde er selbst den Grat zwischen Tod und Leben bilden. »Es tut mir sehr leid.«

June griff nach Nates Hand, er entzog sie ihr – wortlos. Abel durchbrach die Stille. »Gott. Das tut mir höllisch leid, Junge.«

»Was ist *passiert?*«, fragte June.

Abels Mund verzog sich missbilligend. »Sieht aus, als wäre einer dieser neuen Snows zu dem alten Gehöft unterwegs gewesen – genauer gesagt, der Junge, Zeke. Wir haben seinen Truck da oben gefunden, ein Stück von hier entfernt.« Abel wies in die Nacht. »Er ist gegen einen Baum gefahren.« Der Sheriff bewegte den Arm ein Stück nach links, zeigte auf einen entfernten Straßenabschnitt und runzelte seine mächtige Stirn. »Das Problem ist« – er ließ den Arm sinken –, »dass da Reifenspuren von einem *zweiten* Wagen sind, der aus derselben Richtung gekommen sein muss.« Er schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung. Das hier ist ein einziges Chaos.« Dann zögerte er – was bei einem resoluten Mann wie Abel nie ein gutes Zeichen war. »Und davon abgesehen macht noch etwas anderes die Sache komplizierter. Eigentlich nicht direkt komplizierter, aber du solltest es wissen. In dem ganzen Durcheinander heute Abend sind wir vermutlich auf die Überreste von Gert Snow gestoßen. Hier.« Er zeigte in die Richtung. »Ein Stück oberhalb der Unfallstelle.«

Diese Information musste June erst einmal sacken lassen. Nach Gerts Verschwinden hatte das Grundstück gut zwanzig Jahre lang verlassen dagelegen, bis Pruitt dort in den 1970er Jahren aufgeschlagen war und ebenso abgeschieden wie seine Vorfahren gelebt hatte. Nach seinem Tod hatte Titan Falls einen erleichterten Seufzer ausgestoßen und sich vor der Snow-Sippe verschont gewähnt, doch schon bald war die nächste Generation von Pruitts Mischpoke aufgetaucht. Die Entdeckung von Gerts Überresten würde die Untersuchung des Unfalls zweifellos erschweren, da die Snows schon an guten Tagen als zurückhaltend, an allen anderen aber als geradezu lichtscheu galten.

June biss sich auf die Lippe. Sie hätte Cal so gern herbeigerufen, doch er war sicher längst in der Hütte. In ihrer gut zwanzigjährigen Ehe war es ihr nur selten gelungen, ihn auf ihr Terrain

zu locken. Stets war sie diejenige, die nachgab, die das Leben in der Großstadt für das winzige Titan Falls, den Traum vom Studium für das Eheleben geopfert hatte und Cal gewähren ließ, wenn er sich weigerte, an das verdammte Telefon zu gehen. June wandte sich wieder Abel zu. Wenigstens er stand ihr bei, wenn sie ihn benötigte. June entschied, das Thema Gert zu ignorieren und sich ganz auf den Unfall zu konzentrieren. »Dann hast du Zeke Snow verhaftet, richtig?«

Abel schüttelte den Kopf. »Hab's versucht. Ich hab Johnny Stenton, meinen Deputy, da rausgeschickt, aber dieser Zeke war schon weg. Keine Menschenseele weit und breit.« Er beäugte misstrauisch den dunklen Schlamm. »Mach dir keine Sorgen, Junie. An einer Straße wie dieser ist es verdammt schwer, den Dingen auf den Grund zu gehen, aber wir werden uns den Kerl schon schnappen.«

In dem Moment schlugen die Türen des Krankenwagens zu, und die Sirenen heulten auf. Der Wagen jagte hinter einem Sprühregen aus Salz und Schlamm davon. June zog sich den Schal enger um den Hals und versuchte, die Erinnerung an Suzies schlaffe Arme und den nassen roten Fäustling zu vertreiben. Suzies Mutter Dena hatte nach drei Jungen – endlich – eine Tochter bekommen. *Meine Entschädigung*, hatte Dena sie vor den anderen Frauen im Handarbeitszirkel genannt, wenn sie Paar um Paar zerrissener Jungenhosen flicken musste, *mein Lohn*, nach Jahren der zusammengeknüllten schweißigen Socken, Furzwitze und Jeans, die mit Taschen voller Dreck, Steinen und lebenden Würmern in die Wäsche kamen.

Erst im September hatte Dena in ihrer Runde die Absicht geäußert, für Suzie eine Kleinigkeit zu machen. »Keine Ahnung, was«, hatte sie geseufzt, »aber irgendwas, woran sie Spaß hat.« Dann war ihr Blick auf das Knäuel roter Wolle gefallen, das im Nähkorb zu Junes Füßen lag. »Die ist aber hübsch. Ist die von

Hazel? Was für eine Farbe. So was habe ich noch nie bei ihr gesehen. Wie hat sie dieses *Rot* bloß hinbekommen?»

June hatte ihre Stickerei sinken lassen. Die Wolle war eine fast vergessene Gabe von Hazel Bell, die Schafe in einem Tal am Ende ihres Städtchens hielt. June hatte sich immer an der eigensinnigen Gesättigtheit dieses Rots gestört. Erleichtert überreichte sie die Wolle. »Dann nimm sie doch.«

»Aber das kann ich nicht. Bist du sicher?« Dabei zückte Dena bereits die Stricknadeln.

»Absolut.« June hatte nie gewusst, was sie von diesem Geschenk aus den Händen einer Hazel Bell halten sollte, die von der Hälfte der weiblichen Bevölkerung gefürchtet wurde, während ihr die Übrigen schlicht nicht über den Weg trauten. Unter allen Eigentümlichkeiten dieser Frau war ihr kleiner Friedhof womöglich die größte. Sie hatte ihn kurz nach dem Tod ihres einzigen Sohnes auf ihrem Grundstück angelegt, in einem ausgedienten Wald aus Zuckerahorn. Wenn in Titan Falls eine Frau ein Kind verlor, stellte Hazel einen Stein in ihrem Wäldchen auf, für das »Zuckerbaby«. June war nicht sicher, ob das wirklich ein liebevoller Ausdruck war. In ihren Augen war es abergläubischer Humbug, und das äußerte sie auch gern, doch die Frauen von Titan Falls hielten stur an ihren Geschichten fest und waren so gar nicht geneigt, ihre Einstellung zu ändern, da konnte June noch so viel blaffen, was auch in diesem Fall galt. June hatte womöglich nicht das hundertprozentige Gehör der Frauen ihres Zirkels, doch im Gegenzug musste sie auch nicht deren ganze Last teilen. Was sie ohnehin nicht wollte. Niemand hätte das gewollt.

Mit ansatzweise schlechtem Gewissen hatte sich June wieder ihrer Stickerei zugewandt. Ihr war wie an jenem Tag gewesen, als ihr Mr Collins aus dem Werkzeugladen auf zwanzig Dollar herausgegeben hatte, obwohl sie mit zehn bezahlt hatte. Sie

hatte ihn nicht auf seinen Irrtum aufmerksam gemacht, obwohl sie keinen Grund für ihr Schweigen hatte. June hatte das Geld nur genommen, um zu sehen, ob sie dazu fähig war. Den ganzen Nachmittag lang hatte in ihr ein Quell der Schuld gesprudelt, so elektrisierend wie belastend, und schließlich war sie, Stunden später, zurück in den Laden geschlichen und hatte das Geld in einem unbeobachteten Moment auf die Theke gelegt. Sie hätte Dena gegenüber erwähnen sollen, wie froh sie war, das rote Knäuel los zu sein, doch ein gemeines Korn in ihrem Inneren erfreute sich daran, dass eine andere Frau über etwas, das sie verworfen hatte, derart beglückt war. June hatte geseufzt und nach Denas Stricknadeln gegriffen. Ein wenig netter musste sie schon sein. Ihre Kinder waren schließlich beste Freunde. »Darf ich? Ich würde dir gern das neue Muster zeigen, das ich mir vorige Woche beigebracht habe. Man muss alle paar Maschen zwei zusammenstricken. Hier, versuch es mal.«

Nun sah June, wie Dena auf der anderen Straßenseite in sich zusammensank, den Kopf auf den Knien, der ausgefranste Mantelsaum hing im gelben Schlamm. Ein betroffenes Knäuel aus Arbeiterfrauen hatte sich um sie geschart, manche strichen ihr über das Haar, anderen sahen einander nur an und schüttelten den Kopf. June machte Anstalten, sich ihnen anzuschließen, doch dann hielt sie inne. Sie hatte nicht die geringste Vorstellung, was sie zu Dena sagen sollte. Ihr Verhältnis war deutlich abgekühlt, seit Cal Denas Mann wegen Trunkenheit bei der Arbeit gefeuert hatte.

»Der war blau wie 'ne Haubitze. So was kann ich nicht dulden«, hatte Cal seiner Frau beim Abendessen erklärt. »Die Versicherung kostet mich ja jetzt schon ein Vermögen, und wie du weißt, sitzt mir der Staat wegen der verdammt Wasserqualität im Nacken. Ich hab viel zu hohe Kosten. Wenn Fred stürzt und sich den Kopf aufschlägt oder sich einen seiner ungeschickten

Arme absägt – oder einem anderen Mann –, reißt der uns alle ins Verderben.«

»Und wenn du ihm Hilfe besorgst? Und er mal eine Weile zu Hause bleibt?«

Cal hatte sie nur angeschaut, Messer und Gabel wie zwei todbringende Säbel auf dem Teller überkreuzt. »Du hast es noch immer nicht kapiert, was?«

June war ein wenig flau geworden. »Was kapiert?«

»Dass es in einer Mühle keine zweite Chance gibt. Ist dir das noch immer nicht klar?« Daraufhin war er zurück in sein Büro gestampft und hatte June mit seinem leeren Teller allein gelassen. Sie hatte das Geschirr zusammengeräumt, die noch einwandfreie Serviette ihres Mannes eingerollt und Messer und Gabel wieder nebeneinandergelegt. Keine zweite Chance. Niemand wusste das so gut wie sie. Oder wie die Frauen in Titan Falls. Die Männer schnitten sich ein Bein ab oder zerquetschten sich den ganzen Arm, wenn bei einem spektakulären Unglück die riesigen Baumstämme fielen, den Frauen aber oblag es, die verlorene Last zu tragen, bis an das Ende ihrer Tage.

Und da war noch etwas anderes. Obwohl June das College vor über zwanzig Jahren verlassen hatte, verheiratet und Gebieterin über die Stadt war, hatte sie das Stigma des Stipendiums nie ganz abgeschüttelt. Ihr war immer noch bewusst, dass sie das Produkt fremden Großmuts war, dass sie Leistung bringen musste oder die Vertreibung aus dem College drohte, dass in ihrem Fall gut nicht gut genug war. Wenn es einen Menschen auf der Welt gab, dem Cal nicht den unzuverlässigen Charakter der zweiten Chance erläutern musste, dann war es seine Ehefrau.

Das Gewirr der Frauen sah gespannt zu June. Alle warteten darauf, dass sie sich ihrer Trauer anschloss, mit ihnen klagte und ihre Finger durch Denas dunkle Strähnen fahren ließ. Sie warteten darauf, dass sie kam und die richtigen Worte fand. Doch



Tiffany Baker

Die vergessene Tochter

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-74830-3

btb

Erscheinungstermin: April 2015

Wenn alles in Kälte erstarrt, musst du dein Herz für andere öffnen, damit es nicht erfriert.

Ein marodes Anwesen in den Wäldern von New Hampshire. Das ist alles, was Mercy und ihren Geschwistern nach dem Tod ihrer Mutter bleibt. Doch auch wenn das Geld knapp und der Winter hart ist, sie halten zusammen. Im Städtchen Titan Falls beobachtet man die Geschwister hingegen mit Argwohn. Allen voran June McAllister, denn seit Generationen sind ihre Familien verfeindet. Einzig die alte Hazel, die ein schweres Schicksal selbst zur Außenseiterin gemacht hat, gibt Mercy eine Chance. Dann erschüttert ein Unfall, bei dem ein junges Mädchen stirbt, die Stadt, und inmitten von Trauer und Anschuldigungen kommen alte Geheimnisse ans Licht.